



MITT SOMMER LÜGEN

KRIMINALROMAN

MALIN HEDIN

Insel

insel taschenbuch 5042

Malin Hedin

Mittsommerlügen



MALIN HEDIN

MITTSOMMERLÜGEN

KRIMINALROMAN

Aus dem Schwedischen von Stefanie Werner

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel *Dimdans* bei Norstedts,
Stockholm.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom
Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Erste Auflage 2024
insel taschenbuch 5042
Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag
Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2024

© Malin Hedin, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildungen: Silas Manhood/Trevillion Images, Brighton;
FinePic®, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68342-1

www.insel-verlag.de

Zur Erinnerung an SaraLisa

*Mutter! Wo bist du? Es wird dunkel im Wald.
Nur Schatten, nur Bäume. Ich find nicht mehr heim.
Der Weg und das Licht verhallen wie ein Schrei.
Gott! Wo bist du? Bitte komm, führ mich heim.*

*Jetzt hör ich dich, Mutter. Deine Stimme klingt in mir.
Die Schatten, die Bäume machen mich nicht mehr bang.
Das Licht und der Weg sind immer da, wo du bist.
Gott! Ich seh dich! Jetzt holst du mich heim.*

(Psalm 850, Maria Küchen)

I

Prolog

SIE SELBST BESASS keinerlei Erinnerung mehr an die Ereignisse von damals. Schließlich war sie da noch ein Kind. Aber nach diesem Vorfall im Jahre 1983 war das Dorf schlagartig in aller Munde gewesen, er schlug Wellen weit über die Region hinaus, und so hatte sie es immer wieder zu hören bekommen. Selbst heute noch, nach so vielen Jahren, hielten die Leute inne, wenn der Ortsname fiel.

Hm? War das nicht das Dorf, wo ...?

Unablässig wurde sie an ihre Herkunft und ihre eigene Geschichte erinnert, es spielte gar keine Rolle, ob sie sich selbst daran erinnern konnte oder nicht, immer war da wer, der die Gerüchte irgendwo aufgeschnappt hatte.

Leute, die in die Gegend um Dalshyttan zogen, erfuhren gleich am ersten Tag, was hier geschehen war.

Heute kamen meist Auswärtige in den Ort, die ein Ferienhaus in schön ländlicher Idylle suchten. Hier waren die Preise wesentlich erschwinglicher als im Einzugsbereich der Großstadt oder noch etwas weiter nördlich im ganz traditionellen Teil von Dalarna. Als Erstes wurde ihnen mitgeteilt, dass sie für ihr Häuschen viel zu viel auf den Tisch gelegt hatten. Dann bekamen sie zu hören, was sich in diesem Dorf abgespielt hatte. Ein bösartiger Tumor im üppigen Grün.

So viele Jahre später hatte man fast den Eindruck, dass eine Art Stolz mitschwang. Gewalt gab es auf dem Lande auch, doch hier funkelte sie, ganz anders als in den Städten. Es klingt anders, wenn Blut in Moos und Schwarzhumus sickert, als wenn es über Asphalt und Betonboden fließt. Als versuche die Natur, die Abgründe der Menschen zu verbergen.

Man konnte den Ort des Geschehens aufsuchen. Früher hatte es einen Trampelpfad zum Tatort gegeben, wie ein schmaler Wildwechsel zur Wasserquelle. Doch nicht Tiere hatten ihn ausgetreten, sondern Polizisten, Journalisten und andere Leute, die einfach ihrer Neugierde gefolgt waren.

Die alten Wanderwege waren jetzt zugewuchert und schmal. Vor langer Zeit, als man noch die Kohle aus dem Wald geholt hatte, war da eine richtige Straße gewesen, breit und schlammig, von nackten Baumstümpfen gesäumt und im prallen Sonnenlicht, das früher noch hohe Kiefern geschluckt hatten. Damals war im Wald viel los gewesen, brennende Kohlenmeiler und Pferde, die Kohle und Erz zur Schmelzhütte hinunterzogen, wo der Lärm durch die rußverdeckte Gegend dröhnte, das Schnauben der Pferde und das Hufgetrappel, das Brüllen der Arbeiter, das Rauschen des Flusses und die Hammerklänge auf dem Roheisen. Der Wald, der kurz und klein geschlagen wurde. Was beim Bergbau als Abfall übrig blieb, hinterließ man am Seeufer, einen immer größer anwachsenden Haufen Schlackespäne, und was nicht auf der Schlackenhalde landete, verarbeitete man später zu Schlackestein. Im ganzen Dorf standen kleine und große Häuser, deren Steinwände kobaltblau und grünlich glänzten, wie eine Erinnerung an alte Zeiten, in denen es verboten war, Holzhäuser zu bauen, um die Kohle für die Eisenproduktion zu sparen.

Inzwischen war die Halde von Buschwerk und Bäumen überwuchert, und nur, wenn man darüber wanderte, fielen einem noch die leuchtenden Steine ins Auge, und neben der alten Ausfuhrstraße waren die Bäume auch wieder hochgewachsen. Doch der Wald war nicht mehr derselbe.

Als das schreckliche Verbrechen geschah, war die Mine längst stillgelegt. Sie stand nur noch verlassen da am Fluss, der nun nicht mehr als Kraftwerk diente, sondern sich einfach wie eine freigelegte Ader durchs Dorf zog, und die Menschen, die hier lebten, arbeiteten jetzt im Walzwerk in Smedjebacken, wo man Stahl auf moderne Art und Weise produzierte. Weil man in den Achtzigerjahren noch an die Zukunft glaubte und die Neunzigerjahre von der Sparpolitik bestimmt waren, konnten die Bäume neue Jahresringe bilden, und ihre Stämme wurden dicker. Von der Durchforstung wurde der Wald milde und moosig. Mancher machte sich Sorgen, dass bald die Forstmaschinen anrollen und den Urwald in scharfkantige Stoppelfelder verwandeln würden. Andere wiederum sahen in den

abgeholzten Waldparzellen Arbeitsplätze und Wohlstand, und als die Nadelbäume einmal gefällt waren, konnte sich gar keiner mehr so recht erinnern, wie es früher einmal ausgesehen hatte.

Von der mit Frostschäden übersäten Landstraße nach Borlänge ging ein Waldweg ab und führte zu einer kleinen Siedlung rund um den Biskensee, in den ein namenloser Fluss mündete. Ein paar Häuser waren aus der Blütezeit des Bergbaus noch erhalten, und sie alle trugen einen Hausnamen, der von Generation zu Generation weitergegeben worden war. Ihre Geschichten ging verloren, doch die Namen nicht. Die meisten, die raus nach Dalshyttan zogen, stammten gebürtig aus Smedjebacken, andere waren schon im Dorf aufgewachsen. An diesem Ort lebte man, weil man die Nähe zum Wald oder den Abstand zur Stadt suchte, und hier wurde eine Tochter jäh aus dem Leben gerissen.

Und eine andere Tochter blieb alleine zurück.

Sie war damals noch zu klein gewesen, um die Dinge zu verstehen. Alle hatten versucht, es vor ihr zu verheimlichen. So was war doch viel zu schrecklich für ein kleines Kind, viel zu gewaltig, um es zu begreifen.

Lange Zeit war sie bitterböse darüber gewesen, wie man sie behandelt hatte. Sie meinte, sich an das große Schweigen in ihrer Kindheit noch erinnern zu können, wie ein dichter Nebel, sie fand sich nicht zurecht. Ausweichendes Kopfschütteln, den Zeigefinger schweigend vor dem Mund, die Erwachsenen meinten, sie solle sich ihr kleines Köpfchen nicht über so etwas zerbrechen.

Wie sie es schließlich erfahren hatte?

Andere Kinder hatten es ihr erzählt, in einer der vielen Pflegefamilien. Kinder, die sich klein und unsichtbar machten, wenn am Esstisch über andere geredet wurde, die aber die Informationen, die sie dabei aufschnappten, wie einen kostbaren Edelstein hüteten und sie, sobald sich eine gute Gelegenheit bot, bei einem Streit oder wenn einer etwas ausgefressen hatte, eiskalt servierten, wie einen Messerstich in den Rücken. Dieses Geheimnis, von dem alle wussten, nur sie nicht.

Heute hatte sie eine Erklärung dafür, warum die Erwachsenen ihr nichts davon erzählt hatten. Was hätten sie auch sagen sollen? Vielleicht war dieses zähe, dickflüssige Totschweigen für sie sogar besser gewesen, denn so ließen sich die Geschichten, die die anderen Kinder ihr auftischten, als Lügenmärchen abtun. Der Zweifel daran bot ihr einen Rückzugsort, an dem sie sich verstecken konnte, wenn es Nacht wurde und sie wach lag.

Denn hätten die Erwachsenen ihr die Wahrheit gesagt, wären sie nicht umhingegeben zuzugeben, dass der Mörder noch frei herumlief und sich keineswegs hinter Schloss und Riegel befand, so wie am Ende eines jeden Märchens. Man konnte sich nicht damit trösten, dass die Gerechtigkeit gesiegt hatte, es war und blieb eine böse Geschichte, mit der man kein kleines Kind zu Bett schicken wollte.

1.

Juni 1983

ES WAR IHR zweites Mittsommerfest im Dorf, und einmal mehr feierten sie in Marias Garten. Genau wie letztes Jahr, als Sylvia noch Kjells neue Freundin gewesen war und nur vorübergehend zu Besuch. Doch etwas war in diesem Jahr anders. In diesem Jahr gehörte sie dazu.

Sylvia kniete vor Terese, Marias Tochter, und drückte dem Mädchen den Kranz auf den Kopf. Ein bisschen klein war er geworden, doch er war der schönste von allen. In Tereses Kranz hatte sie Zierlauch und Acker-Witwenblumen hineingebunden, die hatte kein anderes Kind in seinem Haarschmuck. An der Stirn noch das wilde Veilchen, das sie am Wegrand gefunden hatte. Terese, mit ihrem schönen goldbraunen Haar, trug einen ausgefransten Pony, der schräg abgeschnitten und viel zu lang war. Mit Haarklemmen versuchte Sylvia, die Haarsträhnen unter dem Kranz zu bändigen, damit man mehr von Tereses Gesicht sehen konnte.

»Na, wird aus dem kleinen Trollkind doch noch ein richtiges Mittsommermädchen.«

Die Milchzähnnchen bissen sich auf die Lippe, die Augen wanderten den Garten ab.

»Mama!«, rief Terese, als sie Maria entdeckte. »Schau mal, mein schöner Kranz!«

Die Kleine rannte los, lief auf ihre blutjunge Mama zu, die auf der langen Festtafel unter den hohen Ahornbäumen Vasen mit Himbeerzweigen verteilte. Maria fuhr herum und hockte sich vor ihre Tochter hin, sodass ihr das lange, blonde Haar wie ein Vorhang vors Gesicht fiel. Sylvia konnte nicht verstehen, was sie sagte, doch sie sah, wie Marias Fingerkuppen sanft über Tereses Wangen strichen. Das Mädchen strahlte, und Maria warf Sylvia eine Kusshand zu. Sylvia lachte, dann legte sie den Kopf in den Nacken und hielt ihr Gesicht in die Sonne, schloss die Augen und atmete ganz tief ein. Der Junitag roch

herrlich, ein Duft wie nach frischem Regen. Hier draußen zu wohnen war ein Traum. Sie liebte diese Düfte. Die Klänge. Das Vogelgezwitscher, so klar und deutlich in dieser Stille. Morgens saß Sylvia lange auf dem Balkon, ließ ihren Blick schweifen, hinunter zur Kreuzung und weiter zu Marias Haus, und dann lauschte sie einfach nur – ließ die Töne in ihren Kopf und ihre Gedanken ganz von ihnen einnehmen.

Maria schimpfte gern auf die Vögel, sie gingen ihr auf die Nerven, weckten sie viel zu früh und hielten sie davon ab, wieder einzuschlafen. Doch kurz darauf lachte sie, als hätte sie gemerkt, dass es ja völlig verrückt war, sich über so etwas zu beschweren.

Sylvia glaubte kaum, dass ihr das Vogelgezwitscher jemals auf die Nerven gehen würde. Es war wohl etwas anderes, wenn man damit groß geworden war. Maria war richtiggehend verwöhnt. Als Sylvia im Herbst hierher ins Dorf, zu Kjell ins Haus, gezogen war, um ein neues Kapitel in ihrem Leben aufzuschlagen, da hatte Kjell ein Vogelhäuschen geschreinert und auf dem Balkongeländer befestigt. Er hatte Sonnenblumenkerne hineingeschüttet, und Sylvia hatte aus altem Schweineschmalz Meisenknödel geknetet und sie aufgehängt. Fortan hatte sie dort gesessen und die Vögel beobachtet und unterdessen in Kjells altem Vogelbestimmungsbuch geblättert, das sie im Bücherregal gefunden hatte. Nach kurzer Zeit gelang es ihr, die verschiedenen Arten zu unterscheiden. Kohlmeisen, Blaumeisen und Dompfaff kannte sie ja, aber Feldspatz, Seidenschwanz und Grünfink waren ihr neu. Als schließlich das Frühjahr kam, gesellten sich die anderen Vögel dazu. Erst der Buchfink und der Star. Dann die Waldschnepfe. Wenn schließlich auch die Kraniche zurückkehrten, war der Frühling nicht mehr aufzuhalten. Dann füllte sich der Wald mit Leben, mit Vögeln, die sich tief in ihr Herz sangen, und so kam sie vollends zur Ruhe.

Wie gern hätte sie mit Maria getauscht, die die Stirn in grimme Falten legte und behauptete, das Trällern der Singvögel störe sie. Dann wäre sie auch mit Vogelgesang groß geworden, wohlbehütet. So sollten ihre Kinder aufwachsen, umgeben von Vogelgezwitscher, das war ihr innigster Wunsch.

Dieser Gedanke stimmte sie melancholisch, denn er erinnerte sie daran, dass sie ihre Periode noch genauso pünktlich bekam wie in der Zeit, bevor sie mit Kjell zusammen war. Ihr Blick huschte zu ihm hinüber, er stand zwischen den Torpfosten und befestigte die frischen Birkenzweige mit Eisendraht am Zaun. Der Schirm seiner Kappe warf einen Schatten über sein Gesicht und verbarg seinen breiten Mund. Womöglich lag es wirklich an ihm. Manchmal entfuhrn ihm solche Bemerkungen, schulterzuckend stand er dann da, es schien ihm gar nichts auszumachen.

Genau das machte sie wütend. Zum einen, weil es ihn so wenig berührte, zum anderen, weil in seiner schnoddrigen Art auch die Annahme mitschwang, dass es genauso gut an ihr liegen könne. Vermutlich meinte er es gar nicht so, doch es war naiv zu glauben, dass es nur die eine Möglichkeit gab und bei ihm etwas nicht stimmte. Und das ärgerte sie. Es gefiel ihr nicht, dass er sich dumm stellte oder – und das war schlimmer – unterstellte, dass der Fehler bei ihr lag.

Was ist nur los mit dir?, hatte ihre Mutter sie früher angefahren. Immer wieder gingen Sylvia diese Worte durch den Kopf, und jetzt bekamen sie eine ganz neue Bedeutung. Doch das konnte ihre Mutter damals wohl kaum gemeint haben.

Sylvia erhob sich vom Rasen und ging hinüber zu Kjell. Sie streichelte ihm über die braunen Haare, die sich unter der Kappe kringelten. Im nächsten Moment legte er den Arm um sie.

»Hast ihn wirklich schön geschmückt.« Dabei nickte er zum Maibaum hinüber, beugte sich zu ihr und küsste sie.

»Du auch«, erwiderte sie und spürte die Wärme, die seine Lippen hinterließen. Sie streichelte ihn am Hals, unter der Kappe drangen feine Schweißperlen hervor und liefen ihm auf die Stirn.

Da stiegen Ernst und Ingegärd, die älteren Nachbarn, durch das Loch im Zaun und kamen in den Garten spaziert. Die gut sechzigjährige Ingegärd trug eine geblümete Bluse, und ihre grauen, wallenden Locken waren frisch frisiert. Auf einem Tablett hatte sie Schälchen und Töpfe fürs Buffet mitgebracht, die

sie erst auf der Erde abstellte, um sie dann eins nach dem anderen auf dem Tisch zu platzieren. Ernst, der auf die siebzig zugeht, war in seiner Alltagsjeans gekommen, mit Dreckflecken an den Knien, und in einem weißen T-Shirt, auf dem das Logo des Walzwerks *Smedjebacken AG* prangte. Sylvia musste an ihr erstes Mittsommerfest im Dorf denken, als sie Kjell nicht von der Seite gewichen war und unentwegt versucht hatte, alle neugierigen Fragen über ihre Beziehung zu unterbinden, sie hatte doch selbst noch keine Antworten. Beim Essen war sie dann am Tisch neben Ernst gelandet, der ihr in breitestem Dialekt die Geschichte dieses Hofes erzählt hatte, der ihm gehörte und den er nun an Maria und ihre kleine Tochter vermietete. Den guten alten Berghof. Es hatte Tradition, Mittsommer hier auf dem Hof zu feiern, zu dem das kupferrote Holzhaus und drei weitere Gebäude gehörten: der Geräteschuppen, das Backhaus und die Jagdhütte. Völlig wurscht, wer hier unten haust, hier im Gärtchen wird gefeiert, Schluss, aus, hatte der Alte ihr erklärt. Kaum hatte Maria das Kind bekommen, war sie eingezogen, das hatte er auch berichtet.

Wer der Vater des Mädchens war, wusste Sylvia nicht.

Maria war ein offener Mensch, der mitunter auch sehr direkt sein konnte, aber sie umgab sich mit einer Aura von Integrität, an der jeder Versuch, dieser delikaten Frage auf die Spur zu kommen, abprallte. Sylvia hatte es nie gewagt.

Es wurde viel geredet, das wusste sie.

Maria war gerade einmal zwanzig Jahre alt und hatte bereits eine dreijährige Tochter. War mit sechzehn schon schwanger geworden. War siebzehn, als die Kleine zur Welt kam. Doch es machte ihr überhaupt nichts aus, dass in der Geburtsurkunde der Eintrag *Vater unbekannt* stand. Sylvia wusste nicht, worum sie Maria mehr beneidete, um diese Schamlosigkeit oder um die Tochter selbst. Sie hingegen war schon fünfundzwanzig, und womöglich stimmte doch mit ihr etwas nicht. Ihre Freundinnen hatten fast alle Kinder.

Göran, der ein paar Jährchen älter war als sie und ein paar Straßen weiter wohnte, kam auf sie zu und begann zu plaudern. Es war offensichtlich, dass er sich zu Hause schon am

Schnaps zu schaffen gemacht hatte, denn er torkelte leicht, als er an seinem bauschigen Schnurrbart zog und Ausschau über den Hof hielt. Seine Frau Thorhild, die gebürtig aus Norwegen kam, stand neben den Kindern, aber Görans Blick ging nicht zu ihr. Er klebte an Maria. Es war auch wirklich schwer, die Augen von ihr zu lassen, das musste sogar Sylvia zugeben. Marias türkisfarbenes Kleid war über und über mit Blümchen bedruckt und verlieh ihrem Teint einen schönen, sonnengebräunten Glanz. Der leichte Stoff hatte mehr als einen Schlitz, und die kleinste Bewegung legte ihre Schenkel frei.

Alle Mädchen trugen die gelben Trachtenkleider, nur Terese nicht. Marias Tochter stand da in Latzhose, roten Holzclogs und langärmeligem Ringelshirt. Sylvia wusste, dass Terese auch so ein Trachtenkleid besaß. Beim letzten Mittsommerfest hatte Greta, Marias Mutter, es ihr feierlich überreicht, hübsch in Geschenkpapier verpackt, mit Band versehen. Sylvia konnte sich noch gut daran erinnern, wie aufgeregt das Kind gewesen war, als alle das Kleid so entzückend fanden, obwohl sie selbst noch nicht viel davon begriff. Dann waren sie ins Haus hineingegangen, um es anzuprobieren, doch Maria war wieder herausgekommen und hatte verkündet, es sei noch zu groß. Sylvia erinnerte sich, dass Greta nachgehakt hatte, sie wollte es mit eigenen Augen sehen, doch Maria hatte sie nur angeblafft, meine Güte, soll sie dem Kind denn so was Unbequemes anziehen, nur um was zu beweisen?

Doch dieses Jahr würde es ihr vielleicht passen. Wenn es nicht doch eine Ausrede gewesen war. Sylvia löste sich aus Kjells Arm und ging zu Maria und Terese hinüber, die noch an der Festtafel standen.

»Hast du das Kleid eigentlich noch?«, fragte sie Maria.

»Welches Kleid?«

»Das Trachtenkleid. Das sie letztes Jahr geschenkt bekommen hat.« Sie ließ lieber unerwähnt, dass es ein Geschenk von Greta gewesen war. »Aber da war es ihr noch zu groß.«

Maria runzelte die Stirn.

»Vielleicht ist es oben im Kleiderschrank, in irgendeiner Kiste.«